

Der Kulturdialog zwischen Spanien und Deutschland im Rahmen Europas

Ein Symposium
am 27. und 28. Mai 1988
in Santillana del Mar

im Rahmen Europas

wischen Spanien und Deutschland

DD
120
.87
K85
1988

Der K

Fundación Santillana
Bertelsmann Stiftung

B. 38445
R

Der Kulturdialog zwischen Spanien und Deutschland im Rahmen Europas

Ein Symposium
am 27. und 28. Mai 1988
in Santillana del Mar



Fundación Santillana
Bertelsmann Stiftung

23505149

DD
 120
 57
 K85
 1988

© 1989 Bertelsmann Stiftung, Gütersloh
 Verantwortlich: Dr. Hans-Dieter Weger
 Referent für Europäische Kultur: Dr. Ulrich-Christian Pallach
 Redaktion: Ulrike Osthus
 Übersetzungen (mit Ausnahme des Beitrags von Ignacio Sotelo):
 Bernd Zettel AHC, Heidelberg
 Layout, Satz und Druck: Hans Gieselmann, Bielefeld

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
<i>Reinhard Mohn</i>	
Schlußbericht über das Symposium	7
<i>Pablo Martínez Sáiz</i>	
I. Problemstellungen und Gesamtanalyse	8
<i>Fünf Jahrhunderte wechselvoller Beziehungen; Asymmetrie der Kulturpolitik; Das Sprachenproblem; Unterschiedliche Prioritäten im öffentlichen und im privaten Sektor; Der europäische und atlantische Rahmen; Im Kontext des gesellschaftlichen Wandels; Grundlage des Dialogs und der Zusammenarbeit</i>	
II. Die Realität der Zusammenarbeit: Erfolge, Mängel, Mißverständnisse	16
<i>Gegenseitige Unkenntnis; Unzureichende kulturelle Präsenz; Unbefriedigende Bilanz der kulturellen Beziehungen; Sprachunterricht: eine unerledigte Aufgabe; Mangelndes Interesse der Medien; Kulturpolitik; Kulturdialog durch private Initiativen; Kulturelle Identität; Bilder und Klischees</i>	
III. Perspektiven und Vorschläge	27
<i>Ausblick auf 1992; Vorschläge: a) allgemeine Vorschläge und Umsetzungskriterien; b) konkrete Vorschläge und Projekte: Institutioneller Bereich; Sprachunterricht; Bücher und Literatur; Kulturaustausch; Massenmedien; Informationswesen im allgemeinen</i>	
Arbeitsdokument: Vorbemerkungen zum Kulturdialog zwischen Spanien und Deutschland aus europäischer Sicht	35
<i>Ignacio Sotelo</i>	
I. Der europäische Hintergrund	35
II. Die Zeit der spanischen Vorherrschaft in Europa	38
III. Das Spanienbild der Aufklärung und Romantik	40
IV. Spanien und Deutschland vom 19. Jahrhundert bis heute ..	43

Referate	49
Der Kulturdialog zwischen Spanien und Deutschland im europäischen Rahmen	51
<i>José María de Areilza</i>	
Bestandsaufnahme und Perspektiven des spanisch-deutschen Dialogs: Politik – Erfolge – Mängel	57
<i>Pablo Martínez Sáiz</i>	
I. Das Aufeinandertreffen der Kulturpolitik beider Länder . . .	58
1. Die Bundesrepublik Deutschland – Kulturpolitik und kulturelle Präsenz in Spanien	59
2. Spanien	63
II. Erfolge und Mängel des Kulturdialogs	68
1. Sprachunterricht	68
1.1. Die deutsche Sprache in Spanien	68
1.2. Verbreitung der spanischen Sprache in Deutschland .	69
2. Akademikeraustausch	71
3. Bücher und Literatur	72
4. Film und Fernsehen	74
5. Jugendaustausch	75
6. Zu wenig Kulturtourismus	76
III. Schlußfolgerungen	77
Anmerkungen	78
Spanien und Deutschland: Kulturelle Beziehungen im europäischen Rahmen	81
<i>Michael Marschall von Bieberstein</i>	
Zwei Staaten in der europäischen Kulturgemeinschaft	93
<i>José Vidal Beneyto</i>	
I. Einleitung	93
II. Bedeutungen des Begriffs »Kultur«	94
III. Das Zusammenspiel von Wirtschaft und Kultur	95
IV. Über die Kulturpolitik	96
V. Über die kulturelle Identität	101

Vorwort

Die Zukunft Europas verlangt von allen Völkern mehr Fähigkeit und Bereitschaft zur Kooperation. Eine solche bessere Zusammenarbeit kann nur gelingen, wenn die Menschen in den verschiedenen Nationen sich besser verstehen. Dies verlangt insbesondere das Vertrautsein mit den unterschiedlichen überlieferten Kulturen. – Das Verhältnis zwischen Spanien und der Bundesrepublik Deutschland zeichnet sich seit langer Zeit durch Achtung und Freundschaft aus. Auf diesem Fundament kann die Kulturpolitik aufbauen, um die Voraussetzungen für ein noch besseres gegenseitiges Verstehen und eine intensivere Zusammenarbeit zu schaffen.

In diesem Sinne wollen die Fundación Santillana und die Bertelsmann Stiftung mit ihrem Engagement dazu beitragen, den Kulturdialog zu intensivieren und dabei zugleich auch die Gegebenheiten einer heranwachsenden europäischen Gemeinschaft zu berücksichtigen.

In dem hier vorliegenden Band wird die Begegnung in Santillana del Mar vom Mai 1988 dokumentiert. Sie zeigt Möglichkeiten auf, die uns für das Folgetreffen im Mai 1989 in Gütersloh zuversichtlich stimmen. Wir sind uns der Schwierigkeit der von uns selbst gesetzten Aufgabenstellung bewußt, aber wir meinen, im Sinne einer echten demokratischen Initiative mit unserem Bemühen einen Beitrag zum besseren Verstehen der beiden Völker erbringen zu können.

Reinhard Mohn
Vorstand der
Bertelsmann Stiftung

Zwei Staaten in der europäischen Kulturgemeinschaft

José Vidal Beneyto

Leiter der Direktion für Bildung und Kultur beim Europarat

I. Einleitung

In dieser kurzen Einleitung soll das Interesse für eine Untersuchung der verschiedenen Handlungsgebiete geweckt werden, in denen eine Intensivierung der kulturellen Zusammenarbeit aus der Perspektive der europäischen kulturellen Kooperation möglich erscheint. Anders ausgedrückt: Es soll nach der spanischen und deutschen Kulturpolitik gefragt werden, wie sie im Hinblick auf Europa in dieser Phase des Aufbaus der europäischen Einigung wünschenswert und machbar erscheint.

Es handelt sich um einen unüblichen, aber durchaus empfehlenswerten Versuch zu einer Zeit, in der die Bilateralisierung der Außenpolitik der großen Länder das schon schwache Netz der internationalen Beziehungen schwächt, die Stabilisierungsbemühungen zwischen den Staaten unterminiert und den Prozeß der Gründung transnationaler Strukturen in ernste Gefahr bringt. Unter diesen Umständen ist der Versuch, ein bilaterales Kulturprogramm in den Dienst des Aufbaus von Europa zu stellen, ein so angemessenes wie notwendiges Unterfangen.

Dies trifft vor allem deswegen zu, weil die kulturellen Entwicklungen und Produkte im Laufe der letzten dreißig Jahre trotz (oder gerade wegen?) der Wirtschaftskrisen und ungeachtet aller anderen zu berücksichtigenden Parameter ein außerordentliches Wachstum verzeichnen konnten. Von 1958 bis 1988 haben sich alle Variablen, die zu einer Auswertung herangezogen werden können, verdoppelt, verdreifacht oder gar vervierfacht (Veröffentlichung und Verbreitung von Büchern, Studenten- und Dozentenaustausch, Bau und Modernisierung von Bibliotheken, Kunstaustellungen, Anzahl der Hörfunk- und Fernsehsender und -empfänger, Denkmalschutz und Ansporn zu neuen architektonischen Werken, Förderung und Pflege der Sprache, Verbreitung kultureller Information. Schaffung von Kulturhäusern und Kulturzentren, Unterstützung

der Kreativität in Kunst, Literatur und Musik, Ausarbeitung von Kulturkalendern usw.).

Aber dies ist nicht alles. Die Tendenz der Staaten, die Kultur weiter zu institutionalisieren, hat dazu geführt, daß der Begriff »Kultur« allein oder in Begleitung anderer Begriffe (wie Erziehung, Kommunikation, Jugend, Sport, Kunst, Güter, Recht, Information, Gesundheit usw.) von allen Mitgliedstaaten der Europäischen Kulturkonvention (z. Zt. 25) heute zur Bezeichnung irgendeiner ihrer dafür zuständigen zentralen oder dezentralen Ministerialinstanzen benutzt wird.

Angesichts der für ein knappes Einführungsreferat gebotenen Kürze sollen hier fünf Überlegungen angestellt und ein Vorschlag vorgetragen werden:

II. Bedeutungen des Begriffs »Kultur«

Zuerst sei daran erinnert, daß der Begriff »Kultur« heutzutage drei Felder abdeckt, die einerseits ein unterschiedliches Profil haben, die sich aber andererseits gemeinsam präsentieren bzw. behandelt werden: der traditionelle Kulturbegriff, der die künstlerischen, literarischen, musikalischen und ästhetischen Werke umfaßt und der üblicherweise auch mit dem Begriff der kultivierten oder hohen Kultur umschrieben wird; die Volkskultur, die alltägliche Kultur also, die der lokalen Dimension nahe steht und als eine geschichtlich-anthropologische Ausprägung der Kultur definiert werden könnte; und schließlich das Feld der Massenkultur, die von der Kulturindustrie und den großen Kommunikationsstrukturen produziert und verbreitet wird und die vor allem darauf abhebt, anschaulich zu sein und die Inhalte zu vereinfachen.

Zwischen diesen drei großen Hauptfeldern bewegen sich zahlreiche Ausdrucksformen der Kultur mit wechselnden oder auch ungenauen Abgrenzungen, die oftmals auch antagonistisch sind: traditionelle und avantgardistische Kultur; Kultur der Massen und der Eliten; bürgerliche und proletarische Kultur; Kultur des Establishments und alternative Kultur; hohe Kultur und Gegenkultur usw. Diese Erscheinungsformen drücken in ihrer Vieldeutigkeit die Vielseitigkeit der Formen und Inhalte dieses weiten Feldes gesellschaftlicher Realität aus.

III. Das Zusammenspiel von Wirtschaft und Kultur

Weiterhin kann festgestellt werden, daß die in diesem Sinne verstandene Kultur immer deutlicher im Wirtschaftsleben zum Ausdruck kommt. Dies läßt sich erklären durch die tiefgreifende quantitative und qualitative Veränderung des Verhältnisses zwischen Arbeit und Freizeit in unseren Gesellschaften und die enorme Expansion der Kulturindustrien. Obwohl statistische Angaben bei gesellschaftlichen Analysen oft vieldeutig sind, besonders wenn sie sich auf die Kultur beziehen, kann festgehalten werden, daß gegenwärtig der Beitrag der Kultur zum Bruttosozialprodukt die höchste sektorale Wachstumsrate aufweist.

Beschränken wir uns auf die wichtigsten Mitgliedsländer der EG, so können wir feststellen, daß sich 1985 Frankreich (4,9%), Italien (5,2%) und das Vereinigte Königreich (4,7%) schon bezüglich des Bruttosozialprodukts um die 5%-Marke bewegten, während die Bundesrepublik Deutschland die 3%-Grenze überschreiten konnte (3,3%). Spektakulärer noch ist das Wachstum der Ausgaben, die von den privaten Haushalten für Kultur getätigt werden. Im Jahre 1985 betragen diese Ausgaben in Großbritannien, in Dänemark und in den Niederlanden knapp 10% des Familieneinkommens, und in Frankreich, Italien und der Bundesrepublik Deutschland wurden 7% überschritten.

Es sei daran erinnert, daß ich in diesem Zusammenhang den Begriff Kultur in seinem weitesten Sinn verwende, also unter Einschluß seiner anthropologischen Dimension und auch der Dimension der Massenkultur, besonders hinsichtlich der audiovisuellen Medien. Eine Zahl soll genügen, um diese Angaben richtig zu interpretieren und die Führungsposition Großbritanniens teilweise zu erklären: Dort sind inzwischen schon neun Millionen Videogeräte verkauft worden, die in knapp 30% der britischen Familien eine Quelle kultureller Information darstellen.

Ich bin mir dessen bewußt, daß allein die Erwähnung dieser Tatsachen Entrüstung bei jenen hervorrufen kann, die für das Zusammenkoppeln der Begriffe Wirtschaft und Kultur eine Kommerzialisierung eines Allgemeingutes und eine Herabsetzung der selbstlosen und gemeinnützigen Züge der Kultur bedeutet. Für diese Kreise ist die Assoziation von Kultur mit Produktion, Distribution und Konsum nicht nur ein Attentat auf die Eigenständigkeit der Kultur, sondern auf ihr Selbstverständnis überhaupt.

Trotzdem dürfte es heutzutage keine Zweifel mehr darüber geben, daß Kultur und Wirtschaft der Ausdruck zweier Dimensionen derselben Wirklichkeit sind, oder wie es Jack Lang eher aggressiv formulierte: »économie et culture, même combat«. Dies bedeutet nicht, daß die kulturellen Ausdrucksformen ihre »Daseinsberechtigung« verlieren, weil sie

produziert, konsumiert, verkauft und gekauft werden. Ganz im Gegenteil: sie erhalten einen Mehrwert, einen »supplément d'âme«. Sie besitzen aufgrund ihrer Eigenart einen symbolischen Wert, der über ihrer Funktion als Marktgut steht.

IV. Über die Kulturpolitik

Meine dritte Überlegung bezieht sich auf den umstrittenen und problematischen Begriff »Kulturpolitik«. Zwischen den extremen Meinungen derer, die in diesem Begriff eine »contradictio in terminis« sehen, und jener, die »Kulturpolitik« für ein vorrangiges Mittel aller autokratischen Regime zur Indoktrination und Manipulation der Bürger halten, gibt es andere, die sie bestenfalls im antidemokratischen und paternalistischen Umfeld des Aufgeklärten Absolutismus ansiedeln, wenn nicht gar in dem des Chaos und der Repression der chinesischen Kulturrevolution.

Wie kann die Spontanität und Authentizität der kulturellen Ausdrucksformen mit der allen öffentlichen Verwaltungen eigenen Begrenztheit und Rigidität in Einklang gebracht werden? Wie können Vielfalt und Unvorhersehbarkeit der Kreativität einerseits und Reglementierung und Kontrolle durch irgendeine Bürokratie andererseits miteinander vereinbar sein? Dieses Argument ist im Laufe der letzten zwanzig Jahre wiederholt vorgetragen worden. Es wird je nach den geschichtlichen und kulturellen Traditionen und in Abhängigkeit vom gesellschaftlichen Kontext in verschiedene Formulierungen gekleidet, die von subtil bis aggressiv reichen und seit Jahrzehnten in den angelsächsischen Ländern ihre radikalsten Verfechter haben.

All diese Kriterien bekamen Auftrieb durch den einflußreichen sozialwissenschaftlichen Ansatz der Chicagoer Schule und die Ideologien, die das Ich und das Reich der Privatsphäre in den Mittelpunkt stellen und vereinfachend das Gemeinschaftliche mit dem Sozialen, das Soziale mit dem Öffentlichen, das Öffentliche mit dem Staatlichen und das Staatliche mit Unterdrückung durch die verschwenderische und unfähige Diktatur der Bürokratie gleichsetzen.

Die Geschichte der Gegenwart hat uns dazu gebracht, alle Machtprozesse mit der öffentlichen Macht, genauer, mit der Macht des Staates und seiner zentralen und dezentralen Verwaltungseinheiten vereinfachend zu identifizieren. Aus diesem Grund ist unser Verständnis des Begriffs Politik im Sinne von »politics« (in Bezug auf die Umstände und Personen, die sie vermitteln und durchführen) und »policy« (als praktische Ausprägung der Politik) nur auf einen einzigen Hauptdarsteller fixiert: den Staat.

Deswegen wird der Begriff Politik, als alleinstehendes Substantiv oder zusammen mit irgendeinem Adjektiv (Wirtschafts-, Sozial-, Kulturpolitik usw.) fast ausschließlich mit den zentralen oder dezentralen Strukturen in Zusammenhang gebracht. Das hat zur Folge, daß uns jede Politik (Wirtschafts-, Sozial-, Wissenschafts- oder Kulturpolitik) sowohl aus einer streng marxistischen als auch aus einer streng kapitalistischen Perspektive als Handlung des Staates (und/oder der Regierung) erscheint, die zur Erreichung bestimmter ökonomischer Ziele durchgeführt wird.

Diese Gleichstellung der Macht mit den Begriffen Staat und öffentliche Verwaltung, so sehr sie auch aufgrund der äußerst wirkungsvollen Vereinnahmung der Macht durch den Staat und die Verwaltung gerechtfertigt erscheint, läßt in der Analyse gewisse Prozesse und Akteure unberücksichtigt, die, wie hier im Kulturbereich, angesichts der gegenwärtigen gesellschaftlichen Wirklichkeit manchmal entscheidend sind.

Wer zweifelt heute daran, daß die Stiftungen und auch eine wachsende Zahl von Finanz-, Industrie- und Handelsunternehmen eine zentrale Rolle bei der Förderung kultureller Aktivitäten spielen? Was für Zweifel gibt es daran, daß diese Funktion, die unmittelbar von der Gesellschaft wahrgenommen wird und die sich auf den privaten Bereich und die Privatinitiative stützt, bestimmten Prioritäten entspricht, gesetzte Ziele verfolgt und sich ganz bestimmter Methoden bedient? Kurz: Wer kann daran zweifeln, daß sich jede kulturelle Aktivität auf ein Programm stützt und eine bestimmte »Politik« verfolgt?

Wenn die Kulturpolitik entstaatlicht wird, ohne dabei aus einer undifferenzierten Sicht die komplizierte Struktur der Gesellschaft zu übersehen, könnte man sie als die Gesamtheit der Mittel und Handlungen ansehen, die zur Erreichung bestimmter Ziele von den Instanzen der Gemeinschaft (Personen, Gruppen und Institutionen) festgelegt und eingesetzt werden, welche sich aufgrund ihrer Rolle in dieser Gesellschaft besonders dafür eignen.

Die Mannigfaltigkeit von Zielen, Maßnahmen, Mitteln, Handlungsträgern, Zeithorizonten usw. und deren vielfältige Kombinationsmöglichkeiten führen zu einer reichen Fülle verschiedenster Varianten von Kulturpolitik. In diesem Sinne wäre, auch unter Berücksichtigung der unterschiedlichsten Trägerschaften, zwischen öffentlicher und privater Politik zu unterscheiden. Erstere ließe sich dann weiter differenzieren als staatlich, regional, halböffentlich, von autonomen Verwaltungseinheiten getragen usw. Diese wären je nach dem Zeithorizont außerdem noch als kurz-, mittel- und langfristig zu bezeichnen.

Unserer Ansicht nach ist jedenfalls die wichtigste typologische Differenzierung diejenige, die sich auf die Ziele stützt und die mittels eines dreifachen Paradigmas dargestellt wird, das synchron verlaufen kann, normalerweise aber in aufeinanderfolgenden Phasen auftritt.

- A) Das erste Paradigma stützt sich hauptsächlich auf das Mäzenatentum und zeichnet sich durch die Förderung der künstlerischen und kulturellen Kreativität aus, vor allem in jenem kulturellen Bereich, den wir anfangs mit kultivierter oder hoher Kultur umschrieben haben. Das Mäzenatentum ist altruistisch und verfolgt ausschließlich den Schutz der Künstler und die Förderung der Kultur. Aber wie sogar eine oberflächliche Betrachtung der Entstehung von Kunstwerken zeigt, gibt es eine Konvergenz zwischen ihrer Orientierung und den Präferenzen der Mäzene: über ihren künstlerischen und ästhetischen Wert hinweg spiegeln Kathedralen, Paläste, Denkmäler, Bilder, Statuen, literarische und musikalische Werke gleichsam als Gegenbild die Werte/Interessen – andere meinen Neigungen – von Päpsten, Königen, Prinzen, Kardinälen, Staaten und Bürgertum wieder, die sie in Auftrag gaben oder förderten.
- B) Es scheint keine Zweifel daran zu geben, daß jede auf einen konkreten gesellschaftlichen Sektor (Wissenschaft, Wirtschaft, Gesundheitswesen, Kultur usw.) ausgerichtete Politik in ein allgemeines Umfeld eingebettet ist und sich sowohl nach den allgemeinen als auch nach den in ihrem Wirkungsbereich herrschenden Grundprinzipien richtet. So stützte sich die Wirtschaftspolitik des 19. Jahrhunderts auf das liberale Credo und zielte auf die Verteidigung des freien Wettbewerbs und auf das Gleichgewicht des Marktes; die Wirtschaftskrise und die Arbeitslosigkeit im Jahre 1929 bewirkten eine Wirtschaftspolitik, die nach einer Stimulierung der Produktion und nach Vollbeschäftigung trachtete; die wachsende wirtschaftliche Ungleichheit unter den Ländern und, vor allem, das bewußte Verständnis dieser Lage haben allgemein zu entwicklungsfördernder Wirtschaftspolitik geführt.
- Auch auf die Kulturpolitik trifft das zweite Paradigma, angereichert durch die demokratische Dimension, seit Anfang der fünfziger Jahre zu. Es geht zum einen darum, die Kulturoptionen zu demokratisieren, und zum anderen, die politischen und staatlichen Vertreter des Volkes dazu zu bewegen, das Volk wieder entscheiden zu lassen, welche Werke oder kulturelle Ausdrucksformen vorzuziehen und welche Künstler zu fördern sind. Zugleich soll ein Privileg der Minderheit (der Genuß der hochwertigen Kultur) in ein Allgemeingut der Gesellschaft verwandelt, der Zugang aller zu den künstlerischen und ästhetischen Darbietungen erleichtert, die traditionelle Kultur (die Schönen Künste, das Bildungsgut der klassischen Antike) soweit wie möglich »popularisiert« werden.
- Dieses Paradigma entspricht unter dem Motto der »Demokratisierung der Kultur« der Sichtweise der während der Nachkriegszeit vorherrschenden ideologischen Strukturen und wendet in der Kultur

die auf politischem, wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet geübte Praxis an. Das Recht auf Kultur ist nur ein Gebiet der konkreten Durchsetzung der Menschenrechte, und in Zeiten weltwirtschaftlicher Expansion scheint es nur durch den Willen der Gemeinschaft begrenzt zu sein. Dieses Modell wirkt sich auf die gesamte Kulturarbeit der UNESCO in den sechziger Jahren aus und auch auf die Ansätze und Ziele, die in Frankreich der neue Minister für Kultur setzt und die auch im 3., 4. und 5. Kulturplan zu finden sind.

- C) Das Ende der sechziger Jahre ist gekennzeichnet durch die aufkommende »Wohlstandsmüdigkeit«, die Verlangsamung des Wirtschaftswachstums, das Bewußtsein von der Knappheit der Ressourcen und folglich von den Grenzen des Wachstums, schließlich durch die Infragestellung der in den entwickelten westlichen, kapitalistischen Ländern vorherrschenden Gesellschaftsform. Damit beginnt die Auflösung des Paradigmas von der »Demokratisierung der Kultur«. Ihm wird einerseits zur Last gelegt, paternalistisch und dirigistisch gewirkt zu haben, weil unter seinem Einfluß versucht wurde, allen ein bestimmtes Kulturkonzept zu oktroyieren (das der kultivierten Kultur). Andererseits lautet der Vorwurf, daß die hierarchisch strukturierte, öffentliche Handhabung der Kultur bei weitem nicht deren erhoffte Verbreitung ermöglichte.

Die UNESCO, die hier fraglos Pionierarbeit leistete, hat dieses Problem in der Ersten Weltkonferenz über Kulturpolitik 1970 in Venedig entschieden angegangen. Im Laufe dieser Konferenz und der nächsten vier Regionalkonferenzen, die während des letzten Jahrzehnts abgehalten wurden, wurde in der ganzen Welt das dritte Paradigma eingeführt und durchgesetzt, das der Kulturdemokratie. Zur selben Zeit übernahmen der Europarat und eine bedeutende Zahl verschiedener Länder (Schweden, Italien, Frankreich usw.) das neue Paradigma.

Inhaltlich zielt es mehr auf das Kulturschaffen als auf das fertige Werk, mehr auf den Prozeß als auf den Konsum von Kulturprodukten. Im Gegensatz zur erhabenen Kultur der ersten zwei Paradigmen werden mehrere Kulturen für alle Gruppierungen, alle Klassen, alle Länder, alle Gemeinschaften gefordert, in denen jedes Mitglied gleichzeitig Vermittler und Hauptperson ist. Das Hauptziel der so verstandenen Kultur ist die Persönlichkeitsentwicklung der Individuen und die Entwicklung der gesamten Gesellschaft durch deren Wirken.

Da diese Paradigmen für ein kulturelles Programm und eine politische Praxis gelten, führen sie notwendigerweise zu einer theoretischen Konzeption, die auf dem mehrdeutigen Verständnis des Begriffs Kultur gründet, wie zu Beginn dieses Referats angeführt. Dabei beziehen sich die beiden ersten auf die Kultur als Summe künstlerischer und

ästhetischer Werke und Taten. Mit dem dritten Paradigma wird der gesellschaftlich-anthropologische Horizont als Ausdruck einer Lebensform perzipiert. Der Kern der programmatischen Paradigmen bestimmt in unterschiedlicher Weise, je nach Land und Umständen, die jeweilige Kulturpolitik. Um diese in die Praxis umzusetzen, bedient man sich verschiedener Mittel, die aus den Sozialwissenschaften, speziell aus der Wirtschaftslehre, der Soziologie und der Sozialpsychologie stammen.

Auf diese Weise entstehen Kategorien wie Kulturentwicklung, Kulturbedürfnis, Kulturaktion, Kulturanimation, Kulturnachfrage, Kulturprodukt, Kulturplanung, Kulturkooperation, Kulturinnovation, Recht auf Kultur usw. Ihre praktische Anwendung durch den Staat war aber nicht besonders erfolgreich, weil sie den Erfordernissen des neuen Umfeldes nicht angepaßt wurden, wodurch ihre Mehrdeutigkeit und Begrenztheit im Vergleich zu ihren Ursprüngen noch weiter anwuchsen.

So konnte zum Beispiel die Einführung der Kategorie »Bedürfnis« in die Kulturpolitik – als Orientierungshilfe für die Entscheidungsfindung im kulturellen Bereich über die ideologischen Vorbedingungen, die Interessen und die Willkür von Personen und Gruppen hinweg – trotz einiger löblicher Bemühungen nicht die Widersprüche und Unzulänglichkeiten überwinden, die ihr anhafteten und die ihr analytisches Vermögen entscheidend herabsetzten.

Die Kategorie »Kulturentwicklung« ihrerseits war in den letzten fünfzehn Jahren die wichtigste Stütze aller Ansätze und Analysen im Zusammenhang mit der Kulturpolitik. Die zahlreichen Veröffentlichungen konnten diese aber nicht aus ihren ideologischen Verstrickungen befreien, und – was noch wichtiger ist – sie konnten sie auch nicht in ein wirksames Instrument zur analytischen Strukturierung der kulturellen Prozesse verwandeln.

Das kann indes nicht überraschen, wenn man die wechselnden Schicksale des Konzepts der Entwicklung einmal im wirtschaftlichen Bereich betrachtet, wie sie sich heute aus verschiedenen Perspektiven offenbaren. Dieser Umstand hat dazu geführt, daß der Kategorie der Kulturentwicklung verschiedene Adjektive hinzugefügt wurden (im letzten Jahrzehnt üblicherweise Eigenschaftswörter wie »endogen« und inzwischen immer häufiger »anhaltend«) – mit der einzigen Wirkung einer noch größeren rhetorischen Begriffsverwässerung.

Dasselbe läßt sich von den anderen Kategorien behaupten. Wenn wir die hermeneutischen und analytischen Fähigkeiten dieser Arbeitsmethoden verstärken wollen, und besonders, wenn wir sie wirksamer für die Vorbereitung und Durchführung unserer Kulturprogramme und -politiken gestalten wollen, erscheint es unerläßlich, diese Begriffe theoretisch bzw. erkenntnistheoretisch aufzuarbeiten, sie in einen globalen und kohärenten Rahmen einzuordnen, so weit wie möglich

eindeutig zu definieren, in ein Raster vollständiger und differenzierter Kategorien zu integrieren und ihre Beziehung zu den verschiedenen Konzepten/Paradigmen von Kultur zu klären.

V. Über die kulturelle Identität

Die europäische Identität ist einer der beiden Grundpfeiler (in diesem Referat bisher Paradigmen genannt), die den kulturellen Aktivitäten im Rahmen der Kulturzusammenarbeit in Europa Halt und Sinn geben. Auch wenn ihre Funktion in diesem Fall paradigmatisch ist – im Sinne der Bereitstellung einer richtungsweisenden Orientierung für eine Reihe von Aktivitäten, die ein gewisses Ziel verfolgen –, entspricht ihr erkenntnistheoretischer Status dem der großen analytischen Kategorien, die ich oben erwähnte. Mit ihnen teilt sie den Mangel an einer klaren Definition und die geringe Praxisrelevanz. Aus diesem Grund setzt ihre Verwendung eine, wenn auch kurze, Analyse ihres konzeptionellen Kerns und ihrer möglichen Instrumentalisierung unbedingt voraus.

Von Politikern und in den öffentlichen Verwaltungen wird der Begriff »Identität« sehr häufig angewandt, obgleich es sich dabei um einen der labilsten und am schwierigsten zu definierenden Begriffe überhaupt handelt. Frege und John Austin sind sich darin einig, daß seine Abgrenzung grundsätzlich nur durch Negation möglich ist, denn seine Grenzen sind nur extern zu bestimmen. In der Tat zeichnen seine lexikologischen Inhalte – Philosophie, Anthropologie, Psychologie, Soziologie und Politologie – ein weites und vielschichtiges Feld, in dem eine extreme Bedeutungsvielfalt herrscht.

Das einzige stabile Element dieser Kategorie ist transversaler Natur und führt uns zurück zur Orientierung des »Jenes, was selbst ist«, zum Selbstsein in seiner Eigenschaft als untrennbarer Faktor der Begriffe Veränderung und Beständigkeit, Ähnlichkeit und Differenzierung, Bedeutungseinheiten, die für die Semantik des Verständnisses der Identität entscheidend sind. Das »Ich bin ich«, mit seiner scheinbaren Tautologie, ist die Grundlage für die ontologische Behauptung des »Ich, das ich selbst bin«, deren Aussagekraft einerseits nur durch meine eigenen Veränderungen, durch meine individuelle Variation und andererseits durch meine Verschiedenheit gegenüber anderen verständlich wird. Trotz der Hume'schen Paradoxe in seinem »Traktat über die menschliche Natur« und der Überraschungen, die uns Hobbes in seinem Werk »De Corpore« mit der Fabel vom Schiff des Theseus bereitet, meine ich, daß Identität jenes ist, das es dem Subjekt ermöglicht, selbst zu sein, zu bleiben und so sein Selbstsein zu verstehen, unabhängig von den ständi-

gen physischen und psychologischen Veränderungen, denen es ausgesetzt ist. Durch die Identität kann das Individuum autonom, anders als andere, einzigartig sein; sie ermöglicht die Selbsterkenntnis und die Anerkennung dieses Seins durch andere.

Das Pendant dieser psychologisch-philosophischen Sicht ist die psychogenetische Perspektive. In der Tat ist das Ensemble der Gefühle, Darstellungen, Werte, Funktionen und Rollen, die die Basis und die Materie für die Identität bilden, nicht das Ergebnis einer einzigen, unvermittelten und improvisierten Handlung. Es ist vielmehr ein Höhepunkt, ein nie vollständig erreichtes Ziel einer langen Individuation, in der seit der mimetischen Neigung in der Kindheit und im Laufe eines komplexen Wechselspiels von Vermittlung und Interaktion sich laut Henri Wallon die »Bestätigung des Ichs« durchsetzt. Diese führt in einer späteren Phase zu der »Identifikation mit sich selbst«, von der Janet und Winicott sprechen. Aus dieser individuellen Perspektive heraus ist die Identität als eine subjektive Struktur mit einer gewissen Stabilität zu definieren, die in der Lage ist, eine Synthese ihrer verschiedenen und teilweise widersprüchlichen Bestandteile zu leisten, und die sich als Ergebnis der Interaktion zwischen dem individuellen Ich, den Anderen und den verschiedenen Kontexten (Milieu/Gruppen) verstehen läßt, in denen sich das Individuum und die anderen Subjekte befinden.

Somit verweist jede individuelle, psychologische und psychosoziale Identität auf die kollektive(n) Identität(en), an die sie konstitutiv gebunden ist. Philosophisch vereinigt sie sich mit der Intersubjektivität Husserls (Cartesianische Meditationen; III. Meditation), psychologisch mit der synkretistischen Indifferenz des »wir« und des »man« (Spitz, Bachanan, Piaget) oder ethnologisch mit dem »sozialen Ich« der primitiven Gesellschaften. Somit läßt sich behaupten, daß die Ausformung der Gruppenidentität(en) entscheidend für die Behandlung der individuellen Identität ist. Oder anders ausgedrückt: die grundlegenden Züge der kollektiven Identität(en) sind mitbestimmend für die Ausformung der individuellen Identität, ohne daß dieses ein Hindernis für die Autonomie beider ist.

Wie funktioniert diese Einbindung, die weder eine exklusive Abhängigkeit schafft noch andere partizipatorische Interaktionen ausschließt? Warum kann oder muß die kollektive Identität im Plural dekliniert werden? Es kann behauptet werden, daß die Gemeinschaftsidentität – normalerweise ein zugeschriebenes Merkmal – trotzdem individuell als Bewußtsein reziproker Zugehörigkeit erlebt wird: Ich gehöre zu der Gruppe, die gleichzeitig zu mir gehört, es ist meine Gruppe. Diese individualisierte Zugehörigkeit äußert sich paradoxerweise aber nur gemeinsam mit anderen, als »meine, zusammen mit anderen«.

Die »Mitwelt« Heideggers, Folge des »Mitseins« des existierenden

Menschen, wäre eine gute metaphysische Stütze für jene gemeinsame konkrete Zugehörigkeit, die die gemeinschaftliche oder kollektive Identität auszeichnet (beide sind in diesem Zusammenhang nicht zu unterscheiden). Die »Gemeinschaft« im Deutschen, die »Umma« des Islam führen uns in jenes gemeinsame symbolische Universum – den Kern der kollektiven Identität –, in dem die Gesamtheit der geteilten Ideen, Traditionen, Territorien, Praktiken, Kodizes, Bekenntnisse, Normen, Objekte und Projekte einer Gruppe von Frauen und Männern das Bewußtsein verschaffen, ein Ganzes zu bilden, das ihnen gehört, aber das zugleich über sie hinaus geht. Es ist ein Ganzes, das ihnen zusammen gehört, weswegen seine Daseinsberechtigung sich nicht im individuellen Besitztum erschöpft, auch wenn dieses teilweise vom Ganzen begründet wird. Ein Bewußtsein, das zu seiner Erfüllung der Wirkung der wichtigsten Bestandteile jenes symbolischen Raumes bedarf. Dieses erklärt die grundlegende Bedeutung der Identifikationsprozesse für die Selbstverwirklichung jeglicher Gemeinschaftsidentität.

Wenn wir weiterhin annehmen, daß jedes Individuum, isoliert betrachtet, trotz des Phänomens der gemeinsamen Zugehörigkeit für die Erfüllung einer Gemeinschaftsidentität irrelevant ist, kann jedes Individuum Teil zahlreicher verschiedener Kollektividentitäten sein und ihnen angehören, wie es in der Tat der Fall ist. Diese multiple Zugehörigkeit kann aus subjektiven und/oder faktischen Gründen antagonistisch, disjunktiv oder integrierend erlebt werden. Ich selbst bin in Carcaixent geboren, das in der Ribera Alta der Landschaft Valencía liegt; die Kultur ist von Katalonien, Kastilien, Aragon und der Mancha geprägt. Sie ist in die geschichtliche und politische Realität eingebettet, die wir Spanien nennen, ein Land im Norden des Mittelmeers, das seinerseits Teil einer anderen geschichtlichen und kulturellen Wirklichkeit ist, die wir unter dem Begriff Europa kennen.

Können diese sechs Kollektividentitäten geographisch-kultureller und geschichtlich-politischer Prägung, die jede für sich und in ihren Beziehungen zueinander analoge und entgegengesetzte, kompatible und inkompatible Merkmale und Elemente aufweisen, vollkommen und gleichzeitig erlebt werden? Kann man gleichzeitig und vollständig Carcaixenter, Ribereiner, Valenzianer, Spanier, Mediterraner und Europäer sein oder nicht? Ist die Tatsache, daß man aus Carcaixent stammt, mit dem Gefühl vereinbar, sich der Ribera Alta zugehörig zu fühlen, da doch Alzira, die große Rivalin, die bedeutendste Stadt dieser Region ist? Kann die katalonische Kulturdimension innerhalb der valenzianischen Gemeinschaftsidentität eine disjunktive Auswirkung hinsichtlich der spanischen Identität des Valenzianers haben? Ist die mediterrane Individualität des Spaniers und Europäers mit der skandinavischen Individualität des Norwegers und Europäers innerhalb der europäischen Kollektividentität vereinbar?

Alles hängt offensichtlich von dem ab, was wir unter Integration verstehen. Wenn es bedeutet, die antagonistischen Faktoren auszusondern, die Gegensätze aufzuheben, die differenzierende Kraft des jeweils anderen zu leugnen, dann würde sich die Schaffung jeder Gemeinschaftsidentität in eine gewaltsame Vereinfachung der vielförmigen Komplexität der Wirklichkeit verwandeln.

Wenn allerdings unter Integration verstanden wird: die Beibehaltung des Dissenses in konflikthaften Interaktionen, die Unterstreichung der Intensität der trennenden und zusammenführenden Interferenzen, die Beschleunigung des Wettbewerbs und der Wirkung komplementärer Faktoren, die Durchdringung des Individuums mit Kollektivität und des Kollektivs mit Individualismus, der Vernunft mit Glaube und des Glaubens mit Rationalität, des Empirismus mit Utopie und der Utopie mit wissenschaftlicher Erfahrung, der Revolution mit Konservatismus und des Konservatismus mit radikalen Veränderungen, wenn diese Interaktionen allerdings nicht frontal, sondern, nach Morin, innerhalb einer transversalen Beziehung des Dialogs vonstatten gehen, dann ist es möglich, daß das Vielfache, das Unterschiedliche, das Antagonistische weiter besteht und wirkt, ohne zu fusionieren oder zu implodieren. Unter diesen Umständen ist eine gemeinsame Identität ohne Kapitulationen und Zerstörungen denkbar, die ihre Kraft aus der Fruchtbarkeit der Konflikte, aus ihrem Reichtum an Widersprüchen, aus der Aufwallung ihrer Gegensätze schöpft. Es geht nicht darum, zwischen dem gotischen oder barocken Stil zu wählen, auch nicht darum, sie in Gegensätze zu verwickeln, sondern darum, sie beide gleichzeitig zu beanspruchen. Dasselbe gilt für die Aufklärung und die Romantik, Spinoza und Nietzsche, die Wikinger und das Spanien der Muselmanen, denn alle befinden sich zusammen im Zentrum der einen und vielschichtigen Identität Europas.

In der Identität Frankreichs gilt dies für die Französische Revolution und Jeanne d'Arc, die Bartholomäusnacht und das Edikt von Nantes, für Descartes und Pascal, Racine und Baudelaire. Und in Spanien gilt dieses, trotz des langanhaltenden Kampfes zwischen den zwei Spanien, für Orthodoxe und Heterodoxe, Christen, Moslems und Juden, Andalusien und Katalonien, die Katholischen Könige und die Cortes von Cadiz, die »Namen Christi« und den »Lazarillo de Tormes«, die Inquisition und den Anarchosyndikalismus.

Wir haben über die entscheidende Bedeutung gesprochen, die den Identifikationsprozessen bei der Bestätigung und Festigung einer bestimmten Kollektividentität zukommt. Der europäischen Kulturidentität entsprechen die auf die praktische Förderung dieser Identifikation ausgerichteten Handlungen sowie offensichtlich die vielseitigen und unterschiedlichen Inhalte und Erscheinungsformen dieser Identität. In

den während der Tagung ausgelegten Synopsen der kulturellen Zusammenarbeit in Europa, wie sie die wichtigsten intergouvernementalen Organisationen, aber auch die hier besonders typische private Europäische Kulturstiftung pflegen, wurden alle derzeit aktuellen Aktivitäten in zwei Blöcken dargestellt, »Kultur und Bürger Europas« und »Antworten der Kultur und des Erziehungswesens auf die großen Herausforderungen der Gesellschaft der Gegenwart«.

Das erste Kapitel bezieht sich direkt auf das Thema der Identität, und die darin enthaltenen Programme bieten Methoden zur Identifikation an, das heißt, Vorschläge zur Anwendung und Erweiterung der wichtigsten Kernaspekte. Die Sprache wird in ihrer Eigenschaft als Grundpfeiler und höchster Ausdruck individueller und kollektiver Identität an erster Stelle genannt, da die Vielfalt der Kultur in Europa, um weiterbestehen zu können, den Schutz und die Weiterentwicklung des vielsprachigen Erbes unbedingt benötigt. Der europäische Bürger ist definitionsgemäß polyglott.

In diesem Sinne sind in jedem Land die Förderung des Erlernens mehrerer europäischer Sprachen sowohl in der Schule als auch in der breiten Öffentlichkeit, der Schutz von Sprachen der Minderheiten, die Entwicklung linguistischer und informativer Mittel (Etymologische Nachschlagewerke, Terminologielisten, lexikalische Datenbanken, elektronische Grammatik usw.), um in Europa der Industrialisierung der natürlichen Sprachen entgegenzuwirken und bei der Ausarbeitung linguistisch-industrieller Produkte mitzuwirken (automatische Rechtschreibhilfen, Programme zur Erstellung einfacher Texte in mehreren Sprachen, logische Programme für lexikographische Analysen, Dateiverwaltungsprogramme, halbautomatische Programme zur Analyse von Bibliographien und Dokumenten, Neologismenprogramme, Worterkennungs- und Wortsyntheseprogramme usw.), von grundlegender Bedeutung.

Fast alle zwischenstaatlichen Organisationen haben folgende Ziele schriftlich festgelegt: Förderung der Übersetzungstätigkeit (Erweiterung der Programme literarischer Übersetzungen, Mehrung der öffentlichen Hilfen zu diesem Zweck, Schaffung von miteinander kooperierenden Ausbildungseinrichtungen für Übersetzer, Schutz des Übersetzerberufes usw.), Schutz des Buches, Kampf gegen Analphabetentum und Förderung des Lesens (Demokratisierung des Lesens, Vermehrung der Leseräume, Bildung zur sensiblen Lesefähigkeit und Förderung der Veranstaltungen mit Autorenlesungen) und Einführung untereinander vernetzter Computer in Bibliotheken (Angleichung der Katalogisierungsnormen, Gleichheit oder zumindest Kompatibilität der auszutauschenden Formate, Harmonisierung der bibliographischen Suchsysteme, Ausarbeitung von Mikroregistern der Originale, Schaffung gemeinsamer Arbeitsmethoden usw.).

Die besondere Rolle, die die Kunstschätze aus Archäologie, Architektur, Malerei, Bildhauerei, Graphik usw. für die Prozesse nationaler Identifikation oder für die Gemeinschaftsidentität spielen, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Die Vorkehrungen zur Rettung und Aufwertung dieses »Kapitals« nehmen einen besonderen Platz im Rahmen der kulturellen Maßnahmen ein, da der kulturelle und wirtschaftliche Wert dieser Kunstschätze unersetzbar ist. Das kulturelle Erbe ist aber in seinen Eigenschaften als Bezugspunkt und Umfeld der Identität in den letzten zwanzig Jahren in zweierlei Hinsicht grundlegend verändert worden. Zum einen ist sein Inhalt auf die anthropologische Dimension der Kultur ausgedehnt worden, indem die Gesamtheit der Güter und Produkte miteinbezogen wurde, die sich auf die Vergangenheit der einzelnen Gesellschaften bezieht und für ihre kollektive Identität von Bedeutung ist. So spricht man inzwischen u.a. vom folkloristischen, industriellen, gastronomischen, wissenschaftlich-technischen, audiovisuellen Erbe.

Zum anderen ist die Nutzung des kulturellen Erbes eng mit seiner Konservierung verbunden worden. Heutzutage ist seine Förderung und Verwertung sowohl aus Gründen der wirtschaftlichen als auch der kulturellen Rentabilität nicht mehr zu trennen von seiner Restaurierung und Instandhaltung. Damit war es möglich, die fundamentale Bedeutung des kulturellen Erbes für die Identifikationsprozesse zu betonen. Die sich auf europäische Themen beziehenden Ausstellungen über den romantischen Stil, die Wikinger, Karl den Großen, die Französische Revolution, das muselmanische Spanien, Königin Christine von Schweden, die Renaissance, die Kultur der Kelten, Christian IV. von Dänemark, die Romantik und den Malteser Ritterorden bieten den Europäern die Gelegenheit, die Wurzeln ihrer gemeinsamen Identität auf der Grundlage ihrer unterschiedlichen, spezifischen Traditionen zu erfahren. Die ständig zunehmende Freizeit und das Anwachsen des Tourismus haben kulturelle Programme entstehen lassen, die europäische Themen aufnehmen und Reiserouten anbieten, wie zum Beispiel die Route von Santiago, die Route des Barocks, die Seidenstraße oder die Weinstraße, die Route der Kathedralen. Diese Art des Kulturtourismus entwickelt bei den Bürgern Europas ein Bewußtsein ihrer Identität.

Die Vertiefung der Informationen über die europäische Kultur verfolgt dasselbe Ziel: Europa ist eine Quelle sich stetig erneuernder kultureller Ausdrucksformen, ein großes und nicht endendes Fest tausender Formen und Ursprünge, das der politischen Autonomie und der kulturellen Vielfalt seiner Staaten, Regionen und Gemeinden entspricht. Diese Üppigkeit der Initiativen und Schaffenskraft bildet die Grundlage für den Reichtum unserer europäischen Kultur; sie wird aber durch die geringe Verbreitung ihrer Ausdrucksformen eingegrenzt, da diese sich meist nur in ihrer unmittelbaren Umgebung auswirken. Die Unkenntnis über das,

was außerhalb unserer lokalen, regionalen oder nationalen kulturellen Grenzen geschieht, ist gegenwärtig die größte Geißel der europäischen Kultur und das größte Hindernis bei der Entwicklung einer kollektiven Identität. Das ist in unserer modernen »Informationsgesellschaft« um so überraschender und vielsagender.

Angesichts dieser Lage muß vor allem der Informationsfluß zwischen den Fachleuten der Kulturwelt, insbesondere zwischen den Instanzen und Institutionen verbessert werden, die sich der Förderung und Organisation kultureller Veranstaltungen annehmen. Dies nicht nur, um unnötigen Wettbewerb, Überlappungen und Energieverschwendung beim Organisieren von gleichzeitig stattfindenden Veranstaltungen gleichen Inhalts und mit denselben Akteuren zu vermeiden, sondern auch, um mittels einer geplanten und flexiblen Koordinierung einen Nutzen für alle zu erreichen. Wie ist es möglich, daß die Verantwortlichen der Biennale in Venedig, der Gasteig in München, der South East Bank in London, der Transeurop Halles in Brüssel, des Kultur Huset in Kopenhagen, um nur einige der bedeutendsten Veranstaltungen zu nennen, ihre Programme nicht untereinander koordinieren und versuchen, Synergieeffekte zu erreichen, die eine bedeutend größere Wirkung auf nationaler und europäischer Ebene ermöglichen würde? Die informelle Vernetzung der kulturellen Zentren Europas seit dem letzten Frühjahr ist ein Versuch, diesen Mängeln entgegenzutreten.

Dabei darf die an die breite Öffentlichkeit gerichtete Information, die eine Sensibilisierung für die europäische Dimension und einen besseren Zugang zur Gesamtheit der kulturellen Wirklichkeit dieses Kontinents ermöglichen soll, nicht vergessen werden. Denn Europa bedeutet Béjart in Leningrad, Berlioz in Zürich, Goldoni in Dubrovnik, Klimt in Dublin, Calderón de la Barca in Einsiedeln, Mozart in Reykjavik, Magritte in Harstad, Liszt in Lausanne, Vasarely in Budapest, Beckett in Warschau, Nono in Weimar, Paul Tylor im Parthenon, Kantor in Santander. Und in diesem Sommer bedeutet Europa das Kunstfestival von Plovdiv in Bulgarien, »Die Schöpfung« von Haydn in der Osloer Kathedrale, das internationale Echternach-Festival in Luxemburg, das Fest des Erlösers von Nuoro und der Wettbewerb des Sarazenen von Arezzo in Italien, das Skulegergeter Gesang-Festival in Schweden, das Sankt-Peter- und -Paul-Festival in den Buskett-Gärten von Malta, das Filmfestival in Karlova Vary, Sophokles und Äschylos in Epidauros, das Interkelten-Festival in Lorient und das Treffen über den »Ursprung der Welt« in Châteauvallon (Frankreich), die Ausstellung über Schuld und Unschuld der Kunst in Graz, die Bach-Woche in der gotischen Kirche von Nilsjä in Finnland, das mittelalterliche Fest in Hita (Guadalajara) in Spanien, das gesamte Kulturprogramm in Berlin, Kulturstadt Europas 1988, das Volksmusik-Festival in Split in Jugoslawien, Cézanne im Burlington House in

London, die »Weißen Nächte« in den Kirov- und Malytheatern in Leningrad, das internationale Poesie-Festival in Rotterdam, die 400-Jahresfeier Christian IV., die Dänemark mit einer großen Anzahl kultureller Veranstaltungen begehrt, Dublin, Stadt der Schriftsteller, das Hethiter-Festival von Korum in der Türkei, Honegger und seine »Johanna auf dem Scheiterhaufen« in der Sankt-Johannes-Kathedrale in Warschau, das Jugendfestival in Aberdeen, das Open-Air-Festival in Szeged in Ungarn, das internationale Festival der Videokunst in Locarno und auch der Formenreichtum des Barocks in Finnland, Portugal, Polen, Jugoslawien, Schweden, Spanien, Großbritannien, Italien, Dänemark, Frankreich, Deutschland, Ungarn, den Niederlanden, Norwegen und sogar in seinem Ursprungsland Österreich.

Dieses engmaschige und lebendige Netz gemeinsamer Kultur in einem gemeinsamen Europa muß uns Europäern vor Augen geführt werden. Dazu können die Medien mit der Ankündigung kultureller Veranstaltungen in Kulturkalendern beitragen, wie es inzwischen teilweise schon geschieht, so daß wir alle uns der gemeinsamen Wurzeln unserer tausend Kulturen bewußt werden und so unmittelbar die Gemeinsamkeit unserer Unterschiedlichkeit verstehen. Um es plakativ auszudrücken: die Information als Grundlage des Wissens, das Wissen als Grundlage der Identität. Mit diesen Worten möchte ich diese kurzen Überlegungen über Identifikationsprozesse beenden.

